



TARA
SIVEC

Zwischen uns
die Sterne

mtb

ROMAN

Everett

Wünschen in der Vergangenheit ...

Zehn Jahre alt

»Mein Name ist Aiden Curtis, ich bin zehn, und mein Dad ist reich«, verkündet der Junge, der gerade auf mich zugekommen ist.

Er ist so groß wie ich, wir haben die gleichen dunkelbraunen Haare und blauen Augen, aber seine saubere schwarze Anzughose und das schicke weiße Hemd beweisen, dass sein Dad wirklich reich ist. In meiner dreckigen, zerrissenen Jeans, die zwei Nummern zu klein ist, und dem mit Fett und Dreck beschmutzten T-Shirt fühle ich mich in seiner Gegenwart wie ein Penner.

Am liebsten würde ich ihm gleich eine reinhauen, aber Grandma sagt immer, ich darf nie als Erster zuschlagen, ich sollte mich jedoch verteidigen und immer der Letzte sein, der schlägt.

»Ist dein Daddy auch reich?«, fragt Aiden, schnappt sich den Basketball von mir und klemmt ihn sich unter den Arm.

Ich wünschte wirklich, dieser Junge würde mich endlich schlagen. Ist mir egal, dass seine Familie erst kürzlich in unsere Straße gezogen ist und seine Eltern mit Camerons Eltern befreundet sind. Das bedeutet, er wird die ganze Zeit hier im Camp sein. Ich will ihm immer noch eine reinhauen.

»Aiden! Sei nicht nies. Everett hat keinen Daddy mehr.«

Mein finsterer Blick, der Aiden gilt, verwandelt sich rasch in ein Lächeln, als Cameron zwischen uns tritt. Eigentlich mag ich keine Mädchen. Sie sind laut und nervig und kichern ständig. Aber Cameron ist in Ordnung, obwohl sie noch ein Baby und erst sieben ist. Sie ist immer schmutzig, hat immer Heu in den Haaren aus dem Pferdestall und kriegt immer Ärger, weil sie zu hoch auf die Bäume klettert. Außerdem schlägt sie mich bei fast allen Aktivitäten hier im Camp, selbst beim Bogenschießen. Eigentlich sollte es peinlich sein, dass ein kleines Mädchen besser mit Pfeil und Bogen umgehen, Basketball spielen und

schwimmen kann als ich, doch aus irgendeinem Grund ist es das nicht.

»Du hast mal wieder Heu in den Haaren, Cam«, sage ich ihr und zeige lachend auf die Halme, die aus ihrem unordentlichen Pferdeschwanz herauslugen.

Sie zuckt bloß mit den Schultern, stemmt die Hände in die Hüften und dreht sich zu Aiden um.

»Du solltest dich bei Everett entschuldigen«, erklärt sie ihm.

Es kommt mir nicht einmal komisch vor, dass ich mich von einem Mädchen verteidigen lasse. Ich kenne Cameron schon, seit sie ein Baby war. Sie war noch kein Jahr alt, als meine Grandma mich zum ersten Mal in das Camp brachte, das Camerons Eltern gehört. In den letzten sieben Jahren habe ich jeden Sommer zusammen mit ihr verbracht. Aus irgendeinem Grund klebte Cameron immer an mir, obwohl Hunderte von Kindern hier im Camp sind. Und da sie gut in Sport ist und so, stört mich das nicht. Es ist eher so, als hätte ich ein kleines Mädchen als Bruder.

Aidens Grinsen verschwindet sofort, während Cameron ihn weiter finster anstarrt, dann schaut er mich traurig an.

»Das mit deinem Dad tut mir leid. Mein Dad kann dir alles kaufen, was du willst, wenn wir Freunde sind. Er hat ganz viel Geld.«

Ich denke an die Playstation, die alle meine Schulkameraden haben und von der meine Grandma meint, wir können sie uns nicht leisten. Mom weiß nicht einmal, dass ich mir eine wünsche. Sofort bin ich einverstanden, Aidens Freund zu sein. Es braucht nicht viel für einen Zehnjährigen, um jedes Interesse an einer Prügelei zu verlieren.

»Was willst du werden, wenn du groß bist?«, frage ich ihn.

»Reich!«, antwortet er lachend. »Was willst du denn werden?«

Ich schaue zu Boden und kicke mit der Schuhspitze einen Stein weg.

»Arzt, wie mein Dad. Aber das geht nicht. Meine Mom mag es nicht, wenn ich sage, ich will wie mein Dad werden«, füge ich leise hinzu.

Cameron kommt näher und legt ihren Kopf gegen meinen Arm.

Mein Dad war Arzt bei der Army. Seit er getötet wurde, als ich drei war, ist Mom nicht mehr dieselbe. Deshalb verbringe ich so viel Zeit bei Grandma, und die bringt mich zum Camp von Camerons Eltern. Meine Mom wird richtig sauer, wenn ich davon rede, dass ich Arzt werden will, genau wie er, selbst wenn ich ihr versichere, dass ich nicht in die Army will und nie sterben werde wie er. Ich will kein Soldat werden, doch ich will Menschen retten, genau wie er. Sie weint viel und schließt sich tagelang in ihrem Zimmer ein, daher rede ich nicht mehr darüber. Aber es tut gut, es jetzt laut auszusprechen und sich nicht gleich schlecht zu fühlen deswegen.

»Du kannst machen, was du willst, wenn du erwachsen bist. Ich kann's jedenfalls nicht erwarten, bis ich groß bin und mir niemand mehr vorschreiben kann, was ich tun darf. Wenn du Arzt werden willst, solltest du Arzt werden. Du kannst Leuten Spritzen geben und sie aufschneiden. Du wirst supercool sein und reich. Ärzte verdienen viel Geld.« Aiden lächelt.

»Du findest, als Doktor werde ich cool sein?«

Aiden nickt. »Definitiv.«

Ich lächle ihn an. »Okay, wir können Freunde sein.«

»Yay!«, jubelt Cameron, klatscht in die Hände und hüpft dabei. »Aiden und ich spielen nämlich zusammen, wenn du nicht hier bist, und ich freue mich echt, dass ihr euch auch mögt. Jetzt können wir alle zusammen spielen! Ich werde heute Nacht einen Wunsch zu den Sternen schicken, dass wir für immer beste Freunde bleiben, und ich weiß, dass dieser Wunsch in Erfüllung geht!«

Aiden und ich lachen beide darüber, wie glücklich Cameron ist. Er gibt mir den Basketball zurück und fragt mich, ob wir spielen wollen, worüber Cameron sich gleich noch mehr freut. Aiden strahlt, während er Cameron dabei beobachtet, wie sie um uns herumtanzt und nonstop von all den Beste-Freunde-Sachen plappert, die wir zusammen anstellen werden, und wie sie es uns beim Basketball zeigen will.

Ich mag Sachen, die Cameron glücklich machen, und es sieht aus, als würde Aiden mir dabei ganz gut helfen können. Als er ihr den Arm um die Schultern legt, nennt er sie »Kid« und bittet sie, uns beim Basketball nicht allzu hoch zu schlagen. Und Cameron schaut zu ihm auf und lächelt glücklicher, als ich es je bei ihr erlebt habe.

Ich bin froh, dass wir einen neuen Freund haben, der auch noch findet, ich werde als Arzt cool sein. Aber irgendwie ist es auch komisch, die beiden da zusammen zu sehen, als Freunde und ohne mich. Also stelle ich mich schnell an Camerons andere Seite und lege ihr ebenfalls den Arm um die Schultern, sodass wir alle drei Seite an Seite dastehen.

»Versprecht mir, dass wir für immer beste Freunde sein werden, egal, was passiert«, verlangt Cameron und sieht zu Aiden hoch. Dann schaut sie mich an.

Aiden und ich tauschen über ihren Kopf hinweg einen Blick aus und zucken mit den Schultern.

»Klar, Cam. Wir werden beste Freunde bleiben, egal, was passiert«, verspreche ich ihr.

»Jap, egal, was passiert. Auch wenn du ein Mädchen bist«, fügt Aiden hinzu.

Cameron runzelt die Stirn, löst sich von uns und boxt ihn in den Magen. Ich muss laut lachen, da Aiden sich krümmt, den Bauch hält und vor Schmerz aufheult. Jetzt lächelt Cameron mich genauso an, wie sie vor ein paar Minuten Aiden angelächelt hat, und das komische Gefühl verschwindet, kaum dass sie die Hände ausstreckt und ich ihr den Basketball zuwerfe.

»Regel Nummer eins, Aiden. Ärgere Cameron nicht, sonst boxt sie dich«, erkläre ich ihm, klopf ihm auf den Rücken und helfe ihm auf.

»Danke für die Warnung«, sagt er stöhnend und reibt sich den Bauch, während wir unsere Positionen vor dem Basketballkorb einnehmen.

Cameron, Aiden und ich verbringen den Rest des Tages mit Basketballspielen, und wie immer gewinnt Cameron jedes Spiel. Aiden beklagt sich nicht oder jammert, sondern fordert sie immer wieder zu einem neuen Spiel heraus, und es macht mir überhaupt nichts aus, Camerons Wunsch zu erfüllen, dass wir drei für immer beste Freunde sein sollen.

Cameron

Du hast mein Leben ruiniert.

Ich lese es laut und verdrehe die Augen über diese getippte Nachricht, die ich soeben aus dem nicht adressierten Umschlag gezogen habe. Er lag in dem Stapel Rechnungen, der gerade hereingekommen ist. Am liebsten würde ich das Blatt Papier zerreißen und in den Müll werfen, stattdessen lege ich es in eine Aktenmappe in der untersten Schublade meines Schreibtisches zu all den anderen Zetteln, bis ich Zeit habe, Kopien zu machen und sie der Polizei zu übergeben.

»Na ja, wenigstens ist dieser direkt und bringt es auf den Punkt«, sagt meine Freundin und Kollegin Amelia, die auf einem Stuhl vor meinem Schreibtisch sitzt. »Warum kann die Person nicht genauer sein? Und uns verraten, wie du ihr Leben ruiniert hast. Hast du ihr vielleicht die Vorfahrt genommen? Stand sie hinter dir in der Schlange im Supermarkt, wo du dich mit elf Teilen an die Höchstens-zehn-Teile-Kasse gestellt hast?«

Ich muss über ihren ernsten Gesichtsausdruck lachen. Das tut gut. In letzter Zeit hatte ich nicht viel zu lachen, aber ich kann mich immer darauf verlassen, dass Amelia mich aufheitert.

»Damit du's weißt, ich habe mich nur ein einziges Mal mit mehr als zehn Teilen an der Kasse angestellt, und das war ein Notfall.«

»War das ein Wein-Notfall?«, fragt sie mit hochgezogener Augenbraue.

»Schon möglich ...«, erwidere ich und lache erneut.

»Du hast momentan zu viel Stress in deinem Leben. Ich glaube, was du brauchst, ist ein Besuch von deinem *speziellen Freund*.«

Sie zwinkert mir wissend zu und formt mit den Fingern sogar Gänsefüßchen um die Worte »spezieller Freund«.

»Nennen wir es ruhig beim Namen. Grady ist eine Bettgeschichte. Ich brauche einen Besuch von meiner Bettgeschichte, und ich bin dir sogar einen Schritt voraus. Ich wollte ihm nämlich gerade eine Nachricht schreiben.«

Amelia hebt den Arm zum Abklatschen, und ich versuche, mich nicht schuldig zu

fühlen, während ich den Text abschicke. Er kennt die Bedingungen und war einverstanden, also brauche ich mich auch nicht schuldig zu fühlen.

Nach einigen Minuten des Schweigens lächelt Amelia sanft.

»Lass dich nicht davon fertigmachen. Manche Leute begreifen einfach nicht, was du hier tust.«

Amelia Sparks kam mit ihrem fünfjährigen Sohn vor drei Jahren zu uns ins Camp, weil sie Hilfe brauchte, nachdem ihr Mann von seiner Stationierung im Ausland heimgekommen war. Wir freundeten uns rasch an. Als Amelia dann letztes Jahr ihren Job in einem Restaurant verlor, bot ich ihr sofort den Posten des Freizeitmanagers an, der gerade frei geworden war. Sie erwies sich in vielerlei Hinsicht als ein Geschenk des Himmels, sowohl hier im Camp als auch in meinem Privatleben, besonders in letzter Zeit. Wenn ich sie jetzt nur ansehe, und das ist ein ganz anderer Anblick als bei unserer ersten Begegnung, weiß ich, dass es ihr genauso geht.

Als sie zum ersten Mal dieses Büro betrat, waren die langen braunen Haare zu einem unordentlichen Pferdeschwanz zusammengebunden, sie hatte Tränensäcke unter den Augen, die vom Weinen blutunterlaufen waren, und war so dünn, dass ich sie gleich mit ins Haus nahm und ihr etwas zu essen gab. Sie sprach im Flüsterton und war zu verstört, um mir in die Augen zu sehen, als ich ein Gespräch mit ihr beginnen wollte. Es dauerte einen Monat, bis sie mir endlich erzählte, dass ihr Mann nach seiner Rückkehr nicht mehr zurechtkomme. Er sei ständig wütend und betrunken und lasse seine Schmerzen und seine Ängste an ihr und ihrem gemeinsamen Sohn Dylan aus. Mithilfe unserer Therapeuten fanden sie und Dylan Kraft und Zufriedenheit, trotz der Geschehnisse zu Hause. Amelia lernte, ihr Leben in die Hand zu nehmen, und verließ ihren Mann, der sich weigerte, Hilfe zu suchen.

Ihr braunes Haar mit den frischen hellen Strähnen fällt ihr in sanften Wellen auf die Schultern, ihr Make-up ist wunderschön und makellos, und das nach der Depression wiedergewonnene Gewicht verleiht ihr Rundungen, um die ich sie beneide. Sie lächelt unbeschwert und oft und gibt sich viel Mühe, mich aus meinem Unglück herauszuholen. Sie kostet ihr Leben aus und sorgt dafür, dass ich das Gleiche tue.

Das klappt nicht, was aber nicht daran liegt, dass Amelia sich keine Mühe gibt.

»Mir geht's gut«, versichere ich ihr lächelnd und schiebe die untere Schreibtischschublade zu. »Es ist nicht die erste wütende Nachricht, die wir erhalten, und es wird sicher nicht die letzte sein.«

Jetzt, da meine Eltern nur noch in Altersteilzeit arbeiten und ich die Leitung des Camps übernommen habe, gebe ich diese Botschaften vorsichtshalber an die Polizei weiter, genau wie meine Eltern es immer getan haben. Bisher ist nie etwas Schlimmes geschehen, und ich bezweifle sehr, dass es je der Fall sein wird. Aber wenn man ein Camp voller Kinder führt, kann man nicht vorsichtig genug sein. Es ärgert mich nach wie vor, dass es irgendjemanden wütend machen kann, was wir hier tun. Ob es nun Leute sind, die prinzipiell etwas gegen dieses Camp haben, oder jene mit politischen Motiven, die alles hassen, was mit Krieg und Soldaten zu tun hat, oder wieder andere, die jemanden kannten, der hier bei uns war – wir